

weiterhin mit keiner einzigen Bewegung in Betracht. In den kurzen Erholungspausen bin ich fest überzeugt, daß mir Gott ein solches Weib nur einmal in meinem Leben zuteilen wird. Nach so vielen Erlösungen in ein immer neueres Glück geführt zu werden, bedarf wohl einer besonderen Frau – und die Tatsache, daß ich bis zum Morgen nicht müde zu machen bin, läßt mich vermuten, daß ich sie gefunden habe.

Als ich mich im tagerhellten Zimmer noch lebend vorfinde, weiß ich aus leicht schmerzender Empfindung, daß es für mich nicht so leicht wieder eine solche Nacht geben wird. Ob die Eindringlichkeit des Wirtes der echten Besorgnis um die Gäste oder seinem unbezwungenen Neid entspringt, kann ich nicht in Erfahrung bringen. Wir schlichten die Polster zuhauf, ich zahle, ohne rot zu werden, und mit der ersten Bahn fahren wir zur Bergstation.

In den folgenden Tagen gibt es keinen Arlberg für mich, keine Freude an Gesprächen mit den Gästen, nicht Pulverschnee und blauen Himmel – es gibt nur noch Evi. Ich sehe nur noch sie, am liebsten von hinten, und das schon zu einer Zeit, da ich es noch gar nicht wage, diese Ansicht öffentlich auszusprechen.

Wir liegen inmitten des Geschenks der schönen Tage und wählen, traumerlöst, uns sanfte Lieder für die Nacht. Wir sind Kinder, die durch weite Wiesen lärmten, in einem Reigentanz voll Sonnenspiel. Ein süßer Trank ist uns der Schweiß der Achselhöhlen und Brüste dann – so fest, den frohen Mund erfüllen im schönen Tun, in neuer Lust der Lippen ...

*

Als mich die zahllosen Reize ihres Körpers verlassen, weiß ich, daß meine Behausung noch nie so eng, meine Unzufriedenheit noch nie so groß gewesen ist. Meine Hauptbeschäftigung ist ein Kalenderspiel geworden, das sich mit vielen Farben ihr nächstes Kommen ins Gedächtnis schreibt und die Wärme ihres Hierseins froh umkreist. Ich bin verliebt in einer neuen Liebe und finde sie so stark wie die erste Liebe. Wenn ich an Nicki denke, fehlt dieser Verbindung fast alles an Tiefen meiner ersten Liebe, denn ich habe nichts zu klagen, nichts zu weinen, kein Stein beschwert meine Brust – ich trinke nur Lust – und Lust. Die Zeit mit Evi ist mir zu kostbar, um mir ernste Gedanken darüber zu machen, wie ich jemals unbeschadet aus diesen Höhen herabfinden soll.

Das nächste Mal treffen wir uns in Innsbruck. Sie ist nun in einem Säuglingsheim außerhalb der Stadt tätig, und der Weg dorthin, im schnee-

geruchigen Föhn und im Erddampf der aufweichenden Märzschollen, bringt mir zusätzliche Freuden. Und dann – verbotener Einlaß, heimliches Eingesperrtsein. Evi schenkt sich hin in einer neuerwachten Zweisamkeit und hat solche Freuden, sich oftmals selbst zu finden – und schenkt sie wider, mir immer wieder ...

Gehäufte Truhen voll Zimtgeschmack und speichelsüße Feigen aus Smirna. Und Seidenrascheln auf der kühlen Haut und Duft und Rausch – Eroberung, wenn meine heißen Hände von ihren Knien den Weg zu Paradiesen finden ...

Habe ich mich dann unentdeckt aus der Umzäunung des Hauses hinausgestohlen, laufe ich der Stadt zu. Mich in diesem Laufen zu fragen, wie ich das alles verkraften soll und wohin mich diese Liebe noch bringen werde, kann ich mir nicht leisten, denn ich brauche mein Herz zum Atmen.

*

Nach erfüllten Stunden wieder im Zug Richtung Westen, frage ich mich oft, ob es für mich wirklich das Richtige ist, auf dem einsamen Berg zu hausen. Mit dem Näherkommen der bekannten Gipfel und der weithin leuchtenden Firnfelder habe ich aber doch wieder das Gefühl, dort zu sein, wo ich hingehöre. Und dieser Frühling, so empfinde ich es, hat noch mehr an Kraft, Wärme und Schönheit als sonst. Vielleicht rührt es auch daher, daß ich wenigstens einige der föhnklaren Nächte zu zweit erleben durfte und aus dieser geteilten Freude eine doppelte geworden ist. Doch die Problemlosigkeit meiner Bindung zu Evi ist nur scheinbar. Es sind ihre beruflichen Zielsetzungen, die den körperlichen Teil unserer Liebe in die Ecke des Verzichts drängen. Es werden wohl noch Termine vereinbart, doch kommt es zu keinem Treffen mehr. An eine weiterführende Verbindung war ihrerseits nie gedacht. Erstens stört sie, daß sie mir einige Jahre voraus ist, und zweitens hat sie ihre eigene Vorstellung von Zukunft und Selbstverwirklichung. Am liebsten hätte sie sechs Kinder und über dieses Glück auf einen Partner gänzlich verzichtet. Ich will mich neben den Anforderungen der bevorstehenden Montagezeit nicht wieder verstricken, noch dazu auf Distanz. Vielleicht haben die Umarmungen von Evi in mir Neues freigelegt und mein Verhalten zur Pflicht und zum Mitmenschen in eine vornehmere Richtung gelenkt – wer weiß?

Edmund jedenfalls ist in den Wochen der Montage voll des Lobes für mich, und er meint bei passender Gelegenheit: „Ich hab’ dich noch nie so arbeiten gesehen, da steckt sicher die kleine Deutsche dahinter.“

Ich lache: „Freu dich doch mit mir, daß ich es fein habe, es ist ja nicht mehr zu früh.“

Und er gibt zurück: „Tu nur nicht so verhungert, du kommst schon zu deiner Sache!“ Bei Nicki hätte er sicher von „Glück“ gesprochen; ein lustiges Sinnspiel für ihn, die „Sache“ scheint doch weit mehr einzuschließen als das Glück. Offensichtlich ist Edmund von meinem „Zwischenpiel“ mit Evi so angetan, daß er sich seinerseits eines ausdenkt; eine technische Delikatesse sozusagen oder ein Schwank auf höherer Ebene. Die Frage ist nur, ob ich ihn dabei unterstützen werde?

*

Die im Schneesturm miteinander in Berührung gekommenen Freileitungsseile haben schadhafte Stellen, bedingt durch den Abbrand beim fallweisen Kurzschluß. Die Aluminiumseile drohen aufzuspleißen, und Edmund hat mich dazu ausersehen, die fehlerhaften Stellen einzubinden. Doch wie soll das vor sich gehen? Wir finden auf unserer Bergstation keine entsprechende Leiter. Edmund hat – seiner Meinung nach – einen prächtigen Einfall, der allerdings jene Unerschrockenheit voraussetzt, die bei Burschen meines Alters durchaus vorhanden sein kann.

An der zu reparierenden Stelle ragen die Holzmasten etwa acht Meter hoch auf, und die Seile hängen gut sechs Meter über dem teils ausgeaperten, felsigen Boden. Edmund rückt mit strahlender Miene mit seiner Idee heraus: Ich soll mit den vorhandenen Steigeisen den Mast erklimmen und ins freie Spannungsfeld hinausturnen.

Nun, das Mastengehen mit den gebogenen, zackenbewährten Eisen ist mir vertraut, aber in ein Spannungsfeld hinein – das ist neu! Edmund gibt nicht nach, und ich weiß schon bald nicht mehr, was bei ihm stärker ist, die Reparatur oder seine Vorfreude auf einen Nervenkitzel. Ich will ihn nicht enttäuschen und mich nicht dem spöttischen Lachen preisgeben dadurch, daß ich die Aufgabe verweigere. Aus diesem Gedanken heraus handle ich denn auch so dumm, wie es das geduldete Vorrecht der Jugend erlaubt – und sage ja. Ich stecke Aluminiumbänder und Zange in die Taschen und steige an.

Bis zu den Isolatoren ist es eine schnelle Sache, doch dann kommt der Übergang in die Seile hinaus. Die Freileitung, bestehend aus vier fingerdicken Seilen, die in der Längsrichtung ein gedachtes Parallelogramm bilden, werden mich zweifellos halten, denn der dicke Rauhreifbelag nach den Schneestürmen hat ein Vielfaches meines Gewichtes. Doch Seile sind nichts Stabiles, und schon nach dem zweiten Meter drohe ich zwi-

schendurch zu fallen. Jedes der durch mich belasteten Seile weicht nach außen aus. Ich hänge mich mit dem Karabiner meines Sicherheitsgurtes in das oberste Seil links in meiner Bewegungsrichtung, lehne mich mit dem Rücken leicht gegen das obere rechte Seil und versuche, mit beiden Füßen auf einem Seil stehend, ein Abrutschen zu verhindern. Das ist sehr schwierig und erfordert meine vollste Konzentration. Jede meiner Bewegungen versetzt in der Folge das ganze Spannungsfeld ins Schwingen, und ich schaukle in recht hilfloser Lage wie ein verhinderter Zirkusakrobat zwischen und mit den Seilen hin und her und auf und ab. Ich komme zuerst nur dezimeterweise und nach einigen mühsam entdeckten Kniffen etwas besser voran.

Inzwischen ist unter mir das Gelächter von Edmund immer lauter und ausgelassener geworden, sodaß ich mich in meiner mißlichen Lage auch noch gefoppt fühlen muß. So schreie ich denn hinunter: „Wenn du nicht sofort mit deinem blöden Lachen aufhörst, gehe ich zurück!“

Meine offensichtliche Verzweiflung hoch über seinem Kopf muß ihn derart belustigen, daß er nicht anders kann als lachen. Ich kümmere mich bald nicht mehr darum, denn ich habe genug mit mir zu tun. Die verletzten Stellen der Seile sind schon knapp vor mir, da geht es plötzlich dahin in immer schneller werdenden Hin- und Herbewegungen. Mir wird fast schwindlig, und ich weiß nicht, was ich tun soll. In meiner Angst stelle ich fest, daß Edmund nicht mehr lacht, und das läßt mir meine Lage noch gefährlicher erscheinen. Ich habe mein ganzes verkramptes Bemühen aufzubieten, um nicht abzurutschen. „Drück die Seile auseinander!“ kommandiert Edmund. Ich begreife, das könnte die Rettung sein. Tatsächlich beruhigen sich die Seile wieder. Ich bin jetzt in der Mitte des Durchhanges und beginne meine Arbeit.

Ich klemme mir die beiden oberen Seile in die Achselhöhlen und drücke die Oberarme so gut zum Körper, wie es geht. In dieser kraftraubenden Stellung umwickle ich die fehlerhaften Stellen mit Aluminiumband.

Edmund ist verstummt, obwohl meine verdrehte Lage zwischen den Seilen bestimmt weiterhin zur Erheiterung Anlaß gibt. Von unten besehen muß ich ein Bild abgeben, als sei ein großer Vogel vom Himmel herab in die Leitung gestürzt. Ich rapple mich mit letzten Kräften die fünfzehn Meter zum Mast zurück. Bei der Umfassung des Mastes spüre ich die erste Sicherheit, und als ich am Boden die Steigeisen ausziehe, die zweite. Ich zittere am ganzen Körper und knicke mehrmals zusammen, denn die Druckstellen der Seile haben meinen Blutkreislauf schon arg unterbunden. Doppelt elend fühle ich mich aus der Wut heraus, daß ich dem vorwitzigen Einfall Edmunds gefolgt bin. In einer Art indirekter

Entschuldigung sagt er: „Das hätte dumm herauskommen können, man soll immer zuerst denken und dann handeln!“ Mir ist diese Einsicht ein schwacher Trost für die erlittenen Qualen.

*

Es sind Wochen seit meinem Seiltanz vergangen. Edmund hat unsere Freileitungsaktion in zufälligen Gesprächsrunden noch einige Male zum Besten gegeben, dann ist die Sache endgültig vergessen, und wir sind mit anderen Revisionsarbeiten beschäftigt, die im Frühjahr anfallen. Das Fahraufkommen hält sich in Grenzen, und so nehmen wir aus den sonnigen Tagen manche Stunde für uns heraus, da wir auf dem Bahnsteig sitzen und uns in Ruhe der Überzeugung hingeben, daß es gut sei, in dieser Welt zu sein. Und an einem dieser Tage geschieht es zur Mittagszeit.

Wir machen die erste Fahrt nach einer Pause. Edmund werkt im Führerstand, ich werde nach Beendigung der Fahrt den Tacho-Dynamo beim Hauptantrieb überprüfen. Das Werkzeug liegt vorbereitet auf dem Betonsockel, ich warte beim Antrieb auf das Ende der Fahrt. Der Bremslüfter klatscht auf die Scheibe, die Bahn steht, ich kann beginnen.

Da öffnet Edmund die Tür zum Maschinenraum und sagt: „Rudi, da ist jemand für dich!“

Ich schaue zum Führerstand hin. Da steht Margret. Die Tür, durch die sie zu mir hereindrängt, ist recht knapp bemessen für diese Überraschung, die auf mich zukommt. Meine Augen haben das unerwartete Bild noch kaum aufgenommen, da klingt ihr „Hello“ in den Raum, mit der für die Inselbewohner so typischen hellen Stimme, die bei jedem Wort zu kippen droht. Margrets Gesicht, zwei Jahre nicht geschaut, besteht nur aus Sonnenbrille und Mund, doch selbst diese Beschreibung ist reine Höflichkeit. Nach meinem ersten Schreck rutschen meine Augen an ihr hinter. Ist das möglich? Die ganze Figur ist außer Kontrolle geraten, und diese wenig ästhetische Offenbarung ist in eine giftgrüne kurze Hose gezwängt. Unter der himmelblauen Jacke trägt sie in betont lässiger Manier die Bluse – wie Wäsche, auf einem Balkon zum Trocknen aufgehängt. Allmählich wage ich es, das Riemenschutzgitter des Hauptmotors loszulassen. Ich kann sie nicht mit ihrem Namen ansprechen, der ist mir schon entfallen, als es im Führerstand so seltsam dunkel geworden ist.

Über die Schultern der ungewöhnlichen Erscheinung sehe ich Edmund mit dem Ausdruck höchster Verwunderung an der Wand lehnen. Seine Zahnücke steht wie ein Rufezeichen in der Halle. Nach der kleinen Ewigkeit des großen Schreckens krächze ich endlich ein heißeres „Hello“. Dann

kehrt das Blut in die Adern zurück. Meinen üppigen Besuch zusammengepackt und mit der nächsten Kabine nach St. Christoph hinunter, ist das Werk von Minuten. Ihr erster Rundblick beim Aussteigen heroben muß ihr genügen, bei Schlechtwetter wäre gar nichts zu sehen gewesen.

Ich suche auf den hundert Metern, die wir nebeneinander zum Kiosk walzen, nach keinem einzigen englischen Ausdruck für meine Gefühlsbewegung. Ich habe die spontane Überzeugung, es sei das beste für mich, keinen zu finden. Vom herrlichen Spätfrühlingstag bemerke ich nichts mehr. Erst als ihr Bus hupt, und Margret vom Beifahrersitz zu mir herauslächelt, bin ich zu einer Erwiderung ihrer freundlichen Miene fähig.

Mein Wiedersehens- und Abschiedsgeschenk, ein paar Süßigkeiten und eine Flasche Apfelsaft, drückt sie wie ein ersehntes Weihnachtsgeschenk an ihren fülligen Busen, als der Doppelstock-Omnibus in Fahrt ist. Erst als ich an der Stelle unserer Verabschiedung einige Male tief durchgeatmet habe, fällt mir auf, daß der Himmel über St. Christoph stahlblau ist. Wieder auf der Station zurück, grinst mir Edmund schadenfroh entgegen: „Jetzt hab’ ich das erste Mal gesehen, daß du deine Fassung verloren hast! Willst du nicht noch schnell in den Spiegel schauen, deine Farbe war auch schon besser.“

Trotz kürzer gewordener Abstände der Fahrten darf ich mich für eine Erholungsphase in mein Zimmer verkriechen. Als Zeuge meiner unvorherzusehenden Verwirrung hat Edmund volles Verständnis für diese Notwendigkeit. Auf meinem Bett liegend, fällt mir das Sprichwort ein: „Nur der Narr sucht die Stätten seiner Erinnerung auf.“ Was aber tun, wenn sie nachgeliefert werden?

Am Abend pilgere ich zur Galzig-Bergstation hinüber und gönne mir in rascher Folge einige Bier. Dann wanke ich, wieder ruhiger geworden, zur Station zurück.

Edmunds Schilderungen den Kollegen gegenüber tun das ihrige, daß man für meinen etwas unbeholfenen Abgang Verständnis hat ...

Der Hirt

Unbemerkt als voriges Jahr geht für mich der Mai vorüber. Die herrlichen Mähder des Steißbachtals stehen in ihrem unvergleichlichen Blumenschmuck. Durch die saftigen Gräser schwingt der Dufttaumel der Brunellen, und näher zum Geröll hin breitet sich der Zimtgeschmack der Steinröschen aus. Alles wogt und schäumt in den beglückend warmen Winden des nahenden Hochsommers. Die Platenigl schaukeln ihr sattglänzendes Gelb durchs Sonnenlicht, die Windröschen neigen sich in kaum wahrnehmbaren Lüftchen aufgeregter hin und her, und aus manchem Latschengebüsch flieht ein aufgeschreckter Bergfink in hüpfenden Flugbewegungen ins offene Tal. Streitende Bergdohlen sorgen für schwarze Tupfen im dunklen Himmelsblau, und unerwartet schneidet der grelle Pfiff eines überraschten Murmeltiers in die friedvolle Stille der Matten. An manchen Abenden spaziere ich nun an den sonnigen Bergwiesen entlang in einer stillen Begegnung mit Blumen, Farben und warmen Gerüchen – manchmal aufgeschreckt vom heiseren Schrei einer Krähe, dem Schuß eines Jägers oder dem unheildrohenden Gepolter losen Gerölls.

Ich streife das sonnengebürstete Holz verfallener Heustadel, belausche mit angehaltenem Atem die flinken Smaragdeidechsen, trinke die süße Sommerluft und vernehme manchmal vom Tal herauf die ungeduldige Frage eines Lokführers vor dem Haltesignal mit dem langgezogenen Üuuüpp. Alles ist in Schönheit um mich.

Eine ausgebreitete Ordnung, an vielen Stellen zerrissen vom menschlichen Tun. An einem meiner freien Tage komme ich bei besonders schönem Wetter am Nachmittag auf den Gampen hinüber. In den offenstehenden Baubaracken treffe ich niemanden, der Nächtigung hat. Doch in einem der Räume begrüßt mich aus einem großen Radio die Waldsteinsonate. Ich finde eine in die Sonne gerückte Bank. Der langsame Beethovensatz fließt in mich hinein als ein reines Glück. Eine neue Bestimmung dieser Stunden scheint in den Abend gekommen zu sein. Nach langer Zeit höre ich wieder in einer einsamen Stunde die Fragen und Antworten meines Idols.

Dann schlurft ein Arbeiter von der tiefer liegenden Baracke mit dem Wasser herauf. Er ist mir fremd, aber das störte noch nie auf den Baustel-

len. Doch daß er mir in dieser Stunde den Beethoven nimmt, trifft mich arg. Ich kann ihn nicht hindern, es ist sein Gerät, und ich will nicht reden mit ihm über eine Welt, die es in seinem Leben nie geben wird.

Meine Station sieht so klein aus von hier. Es wird dunkel werden, bis ich zu Hause bin. Ich gehe einen drängenden Weg zurück. Jetzt habe ich Blumen und Musik mit mir zu tragen. Aber ich will noch mehr von diesen aufwühlenden Klängen. Dieser Abend muß Beethoven gehören, nur ihm – oder mir? Das ist kein Problem.

Ich habe viele Senderprogramme im Kopf. Außerdem besitze ich inzwischen einen Plattenspieler in einem großen Radio – ein feines Stück. Ich habe ihn mit meinem Freund Karl von Innsbruck mitgebracht. Wir feierten ein Beethoven-Fest. Es stand nicht in der Zeitung, doch zur Maschinenhalle hatten wir freien Zutritt, um den Symphonien, Klavierkonzerten, Overtüren und Violinsonaten des Titanen zu lauschen. Wir wußten, daß die Stunden, die wir tief in die Nacht hinein frierend auf dem Bahnsteig verbrachten, den Genius in unser Herz senkten – auf immer.

Und seltsam, wie so oft schon aus einem starken Gedanken heraus, als ich zur Station komme, ist ein Brief von Karl da. Er schreibt mir unter anderem, was ich schon lange weiß; daß meine Sache mit Evi aus der Zeit sei.

Ich stelle die duftenden Blumen in einer Vase zum Fenster. Hier heroben komme ich ja nur sehr selten zu Blumen, und deshalb umsorge ich jeden Strauß liebevoll, fast zärtlich. Evi also – vorbei. Aber ich lasse keine Trauer in mein Herz, denn ich habe das Gefühl, daß ich diese Regung noch brauche, wenn schlimmere Prüfungen kommen.

In mein Nachsinnen hinein schellt das Telefon. Wer kann das sein um diese Zeit? Es ist Augl, der Hirt, der in den Mähdern zur Ulmer Hütte hinüber das Galtvieh hütet. Er will noch zu seiner Habe schauen, und ich soll ihn, wenn ich schon da sei, doch herauffahren.

Unsere Bahn, auf Strengener Alpboden erbaut, hat die Hirten, wenn möglich, auch außerhalb der normalen Betriebszeit zu befördern, wenn sie zum Vieh müssen. Für Augl ist mir dieser Dienst eine Selbstverständlichkeit, er darf mich aus dem tiefsten Schlaf holen, denn mir ist der gut dreißigjährige wetterfeste Bursche mit seiner Ruhe ausstrahlenden Christophorusgestalt von der ersten Begegnung an sympathisch. Immer wieder beeindruckt mich die erdverbundene Erscheinung des Hirten, wenn er mit seinem Stock, dem grünen Umhang und der Salztasche oft aus dem Nebel taucht, als sei er gerade auf Nachschau, ob auf der Welt noch alles in Ordnung sei. Bei einem Wettersturz hat er seinen Halterbuben eine längere Zeit nicht gefunden. Obwohl ich damals nicht viel tun konnte

für ihn, waren wir uns doch näher gekommen, in seiner Angst und Sorge um den verschollenen „Buua“, wie er ihn immer ruft, obwohl er Günter heißt.

Normal führe ich Augl bei Bedarf zwischen vier und fünf Uhr früh herauf, daß er am Abend auf den Berg will, ist selten. Als er heroben ist, bemerke ich gleich, daß er es nicht besonders eilig hat. Er will einmal zu seiner eigenen Freude den schönen Sommerabend genießen, vielleicht noch zum Jungvieh am Arlensattel hinunterschauen oder gemütlich nach St. Christoph spazieren. Ich habe also kein schlechtes Gewissen, als ich ihn auf einen Enzian ins Zimmer ziehe.

Den ersten Schnaps nehmen wir im Stehen. Augl hält dabei den Hirtenstab mit der Linken umklammert und gießt den Enzian mit einem Ruck in sich hinein. Mit dem zweiten Glas kann ich ihn dazu bewegen, Platz zu nehmen. Plötzlich scheint Augl nichts Bestimmtes mehr im Sinn zu haben, es offenbar vorzuziehen, den Abend bei mir und meinem Enzian zu verbringen. Mir kann das nur recht sein, denn so darf ich mir Antwort auf ein paar Fragen erhoffen, die ich Augl bei unserer letzten Begegnung vorzubringen vergaß.

In meiner Vorstellung ist das Leben eines Hirten ja höchst langweilig, eintönig und entbehrungsreich. Ein einfaches Dasein in jedem Fall, gemessen an meiner Tätigkeit, die weit mehr Abwechslung bietet. So sehe ich es in meinem Unwissen über die Dinge des Lebens, die außerhalb meiner Erfahrung liegen.

„So ein Tag bei deinem Jungvieh heroben wird dir wohl ewig lang vorkommen. Da hockst du bei einer Latschenstaude und mußt von früh bis spät auf deine Kälber schauen, wie sie wiederkäuen“, beginne ich die Unterhaltung und komme mir recht gut vor, eine so scharfe Beobachtungsgabe zu haben. Aber schon im nächsten Augenblick bereue ich meine Worte. Der Hirt rückt mit dem Stuhl zurück und schaut mich ungläubig an. Er hat sich offensichtlich mehr Einblick von mir erwartet.

Hastig zündet er sich eine Zigarette an, schiebt sein leeres Glas unübersehbar langsam Richtung Flasche, knöpft sich die Weste auf und lehnt seinen Stab zum Fenster hin. Dann holt er aus: „Du hast ja keine Ahnung, nicht die geringste, was wir in der Alpung machen. Du verwechselst mich wohl mit einem Baraber, die braucht man zwar auch notwendig, aber bei uns geht es um mehr, um mehr Geld und mehr Verantwortung. Uns ist eine Habe anvertraut, das sind heuer 120 Stück Galtvieh, die wir zusammenhalten und im Herbst den Bauern ohne Schaden übergeben müssen. Meine Habe ist auf über eine Million versichert, und da glaubst du, ich sitz' den ganzen Tag auf einem Grasbüschel und wart',

bis es Nacht wird!“ Augl zieht nach der Ereiferung wieder etwas ruhiger an seiner Zigarette, und ich schenke ihm sogleich nach, damit er nicht merkt, wie peinlich mir meine vorlaute Aussage ist. Andererseits kommt mir beinahe gelegen, daß Augl durch meine unbeabsichtigte Verunglimpfung seines Berufsstandes aus sich herausgeht. So erspare ich mir meine ungeschickten Fragen und erfahre trotzdem etwas von seiner Arbeit und dem Einsatz für das ihm anvertraute Vieh. Um meinen Fehler irgendwie abzuschwächen, sage ich: „Das darfst du mir nicht übelnehmen, ich bin halt ein ‚Stadtler‘, und die meinen manchmal, sie seien gescheiter als andere. In Zukunft werde ich gründlicher überlegen, bevor ich etwas sage!“

Augl grinst, halb zu mir, halb zum vollen Glas hin, und scheint darüber nachzudenken, was er sagen soll. Ich nehme einen andächtigen Schluck vom Schnaps, und er tut es mir nach. Dann lacht er laut auf und stellt das halbvolle Glas behutsam zur Seite. Nun darf ich sicher sein, daß er mir meinen Einwurf nicht krummgenommen hat. Er greift nach den Zigaretten, ich gebe ihm Feuer, und er erzählt weiter: „Das ist mein neunzehnter Weidengang. Vier davon hab’ ich als Halterbub gemacht. Mir ist erst ein Kalb abgestürzt. Damals hat es über Nacht Neuschnee gemacht, und schon ist das Stück in der Schlucht unten gelegen. Ich bin erst am nächsten Tag hinkommen zum Stechen. Schad’ um das Fleisch.“

„Ja, wenn es so kalt war, daß es geschneit hat, ist dann das Fleisch trotzdem so schnell kaputt?“ will ich wissen.

„Das geht schnell, spätestens nach einer Stund’ muß das Stück gestochen sein, sonst ist das Fleisch vergiftet. Aber mich hat damals keine Schuld getroffen, ich hab’ auch nichts zahlen müssen“, sagt Augl. Nach dieser Feststellung muß er kurz hinaus.

Inzwischen geht mir alles Mögliche durch den Kopf. In der Hauptsache wundere ich mich über das hohe Maß an Verantwortung in einem Hirtendasein. Wie dieser Beruf mit Aufgaben, Umsicht und Sorge erfüllt ist! Das ist eine weit aufregendere Tätigkeit als manch andere Beschäftigung. Das einfache, scheinbar leere Leben ist hier das dynamische, eingreifende, beobachtende und von spannungsgeladenen Entscheidungen geprägte.

Wahrscheinlich geht es nicht nur mir mit der Fehleinschätzung so, es wird innerhalb der Agrargenossenschaft vielleicht ähnlich sein, daß diejenigen, die – „drunten“ – in den Ämtern sitzen, auf die pflichterfüllten Weidengänger hinabsehen, obwohl gerade diese die Hauptlast zu tragen haben, wenn sie bei jedem Sauwetter ihre Habe zusammenhalten müssen.

Als Augl wieder am Tisch sitzt, frage ich ihn: „Wie ist das, wenn der Bauer auf die Alp kommt, und er will sein Vieh sehen, wie findest du dann seine Kälber heraus? Die sehen doch alle gleich aus!“

Augl lacht schallend. „Für dich, ja, das denk ich mir. Da wär' ich ein schlechter Hirt, wenn ich meine Habe nicht kenne. Ich will dir was sagen! Bevor ich mit dem Strengener Galtvieh da herauf bin, war ich auf Sömmerung, also – Alping in Vorarlberg. In Sibratsgfäll im Bregenzerwald, in Schnifis, im Nenzinger Himmel und im Montafon. In Sibratsgfäll haben wir 400 Stück und im Nenzinger Himmel 600 Stück gehabt. In Tschagguns im Montafon haben wir mit vier Hirten 500 Stück Vieh aus der Sömmerung in eine Koppel getrieben. Dort haben wir sie an die Bauern verlesen, jedes Stück einzeln herausgesucht. Das Erkennen des Viehs ist eine Gabe. Es gibt Hirten, die kennen beim Zusammentreiben nicht die eigene Kuh heraus. Im Zaun ist die Habe am schwersten zu zählen, in der Stallung am leichtesten. Im Land geht's auch gut, da hab' ich mein Fernglas und mach mir dreimal am Tag einen Strich in meinen Block neben dem Namen des Bauern, dem das Stück gehört!“

Ich hole uns beiden ein Glas Wasser. „Jetzt weiß ich, daß ein Hirt nicht im Gras sitzt. Jetzt interessiert mich nur noch, wie man Hirt wird? Welche Arbeiten muß man beherrschen, welche Fähigkeiten besitzen, daß man drei Monate lang im Freien über 100 Jungtiere halten kann?“

Jetzt lacht Augl genüßlich, und ich weiß nicht, ob ihn meine Fragen oder der Enzian so erheitern.

„Du verlangst viel von mir“, räuspert er sich. „Das wär' ja das gleiche, als würde ich zu dir sagen, erkläre mir mit einigen Worten, wie der Antrieb der Seilbahn funktioniert. Aber ein paar Sachen will ich dir verraten, damit du eine ungefähre Vorstellung von einem Hirten bekommst. Zuerst einmal muß er mindestens 18, 19 Jahre alt sein und sich in der Landwirtschaft auskennen, daß er eine Hirschaft übernehmen kann. Das Gelände muß er gut kennen und dort zuerst zusammentreiben, wo es am gefährlichsten ist. Bis zur Benachtung, also, bis es abliegt, muß er das Vieh beobachten. Die Krankheiten muß er alle kennen und die Mittel dagegen, bei den behebbaren Krankheiten, bei den anderen muß er das Notwendige veranlassen. Bei uns gibt es ja nicht so viel Krankheiten; die Maul- und Klauenseuche, die Gamskrankheit, den Blutsturz, die Hitzkrankheit. Der Hirt muß wissen, in welchem Gelände er auftreiben kann, bei schon 40 Prozent Steigung, und wo er seine Habe noch sicher abwärts bringen kann, bei ungefähr 20 Prozent Gefälle. Ist der Boden hart, wirken die Hufe wie Schlitten, und die Tiere schießen aus. Ist er weich, stechen sie ein und überschlagen sich. Er darf deshalb auf steilem Ge-

lände keinen Hund nehmen, weil der schneller treibt, als der Hirt geht. Da kann das Vieh zum Schießen kommen. Bei einem Wettersturz muß er sofort entscheiden, ob er das Vieh nach oben oder unten ausführt. Wenn ihm die Herde zum Rennen kommt, muß er schauen, daß sie Platz hat, dann weicht sie auch bei Hindernissen aus. Wenn nicht, rennt sie alles nieder. Darum mußt du immer, wenn dir ein Viehtrieb an einer schmalen Stelle begegnet, zum Berg hin ausweichen.

Ja, und zu den Halterbuben mußt du ein gutes Verhältnis haben! Bist du zu streng, kriegen sie Heimweh und mögen nicht mehr arbeiten. Bist du zu gut, verkaufen sie dich. Mein Gott, da gibt es noch viel, was stimmen muß. Vor dem Butz darfst du natürlich auch keine Angst haben, sonst bleibst du keine Nacht auf der Alp. Auf der Ganera-Alp hat mir, wie ich noch Halter war, der Alpmeister einen Tausender geboten, wenn ich allein oben bleib'. Auf der Schafalp bekommen sie oft keinen Hirten, weil da immer wieder so verrückte Sachen passieren.“

„Wohl nur dann, wenn man an Geister glaubt“, werfe ich ein.

„Warst du schon einmal allein auf einer Alp? Im Nebel, wenn es zu-
nachtet und der Adler immer tiefer übers Dach kommt – hm? Wenn der
Wasserfall auf einmal so laut geht, daß du die Murmeltiere nicht mehr
pfeifen hörst, und auf dem Fenstersims drei Jochdohlen sitzen und nicht
mehr wegfliegen? Dann gehst du hinein ins Haus und richtest dir eine
Brotzeit, und jedesmal, wenn du vom Speck ein Stück abschneidest, hörst
du draußen jemanden Hilfe rufen. Dann gehst du hinaus und um die
Hütte herum und hörst nichts. Auf einmal spürst du es kalt auf dem
Rücken, und es wird dir unheimlich. Du willst aber nicht haben, daß
dich eine Angst befällt, und so schreist du in den Nebel hinein – Hoi,
hoi, ist da wer? Aber es kommt nur dein Echo zurück. Dann bist du wie-
der bei der Brotzeit, außen ist es noch dämmeriger, und wieder schreit je-
mand um Hilfe. Dann horchst du zum Fenster, und da hörst du hinten
im Stall etwas über den Boden rollen und gleichzeitig eine Stimme, wie
von Katzen im Frühjahr beim Vollmond.“

Bei Augls Schilderung schaue ich unwillkürlich zum Fenster hinaus
und bemerke, daß es schon stockdunkel ist. Gleichzeitig läuft ein leises
Frösteln über meinen Rücken, und selbst Augls Gesicht kommt mir ver-
ändert vor. Es hat jetzt einen starren Ausdruck, und die Augen scheinen
viel größer zu sein. Er schaut mich geradewegs an, und ich zucke zusam-
men, merke es selbst auch gleich, und um nicht verlegen zu erscheinen,
nehme ich einen Schluck Enzian. Augl aber sagt mit seltsam brüchiger
Stimme. „Mit dem Butz auf der Alp ist nicht zu spaßen. Dem kommst
nicht aus, der findet dich überall, wenn er was will von dir. Da gibt's nur

eine Sach', die hilft." Mit diesen Worten knöpft er sein Hemd auf und zieht eine Kette heraus mit einem flachen, silbernen Anhänger. „Die Muttergottes ist mei' Hilf, der kann ich vertrauen! Das hat mei' Mutter zu mir als Kind schon immer gesagt.“ Er hält mir sein silbernes Amulett vor die Augen und fixiert mich mit starrem Blick. „Glaubst du mir das nicht? Glaubst du vielleicht überhaupt an nichts – ha? Bei euch Stadtler ist das ja oft der Fall!“

„Das ist ja sehr interessant, was du da sagst, vom Butz, aber ich denk', jeder von uns hat einmal einen Augenblick, wo er Stimmen hört oder etwas Besonderes zu sehen glaubt. Da dürfte man ja nirgends mehr hingehen, ohne sich fürchten zu müssen!“ Ich bin inzwischen, ohne es mir eingestehen zu wollen, in eine eigenartige Spannung geraten und will mehr von den Almgeistern erfahren. Augl schickt sich an, seine Erlebnisse in den Alp- und Sennhütten für mich dramatisch aufzubereiten.

„In Schnifis“, setzt er wieder an, seine innere Unruhe ist jetzt nicht mehr zu übersehen, „da war in der Alpkäserei ein Rock auf einem Nagel unterm Kruzifix aufgehängt. Niemand hat wissen wollen, wem der Rock gehört. Und wie meine Halterbuben schon geschlafen haben, bin ich mit meiner Hand in die Tasche von dem Rock gefahren, weil ich schauen wollt', ob vielleicht eine Zigarette drinnen wär'. Im gleichen Augenblick habe ich aus dem Stall Hilfeschreie gehört. Ich bin vor Schreck z'ammg'fahr'n, dann hab' ich meine beste Lampe genommen und bin in den Stall. Wohl war mir nicht dabei, das kannst du mir glauben. Da seh ich, daß zwei Kühe mit ihren Ketten bei der Raufe verwickelt sind, und zwar so eng, daß eine davon schon beim Eingehen war. Ich hab' sofort mit der Hacke die Latte abgeschlagen, an der die Kette befestigt war, und hab' die Kuh im letzten Augenblick retten können.“

Augl lehnt sich zurück, sein Blick ist starr auf die Schnapsflasche gerichtet. Ich zögere einen Moment, ob ich nachschenken soll, denn im Innersten wäre es mir nicht unlieb, wenn die Spukgeschichten ihr Ende fänden. Das kann aber bei der Leidenschaft, mit der Augl erzählt, kaum der Fall sein, solange er hier ist. Ich muß mir etwas überlegen: „Komm, nehmen wir noch einen“, sage ich, „dann lassen wir es langsam gut sein, morgen ist auch noch ein Tag!“

„Ja, hast recht“, meint er, „aber etwas muß ich dir noch erzählen, dann geh ich. Auf der Salonien-Alp im Nenzinger Himmel hab' ich dem Senn seinen Käs' fertig gemacht, weil er ins Tal hat müssen wegen seiner Mutter, die nach ihm geschickt hat. Wie ich da rühr' und schwitz' und schnauf', springt auf einmal die schwarze Katz' vom Sennen auf den Rand des Käskessels. Mit Zureden und Hinunterheben war nichts zu